

BERICHT DER KIRCHENPRÄSIDENTIN DOROTHEE WÜST

Frühjahrstagung der Landessynode vom 18. – 21. Mai 2022

„Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ (Joh. 6, 37)

Meinen ersten Bericht, den ich Ihnen gebe, stelle ich unter das biblische Wort, das uns durch dieses Jahr begleiten soll. „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ (Joh. 6, 37) Kurz nachdem fünf Brote und zwei Fische reichten, um fünftausend Menschen satt zu machen, spricht Jesus Christus dieses Wort in die Bedürftigkeit seiner Zeit hinein. Zu Menschen in ihrer Sehnsucht. Nach Auskommen, nach Frieden, nach Gerechtigkeit, nach Seelenheil. Die dürfen, sollen zu ihm kommen. Er wird sie nicht abweisen, sie sind bei ihm willkommen. Bei ihm finden die, die sich ausgestoßen fühlen, ein offenes Ohr und offene Arme.

Angesichts eines Jahres, das so viel Abweisendes und Ausstoßendes gebracht hat, empfinde ich dieses Wort wie ein Schlüsselwort. Corona-Pandemie und kein Ende, eine Flutnacht mit bösem Ende, Krieg in der Ukraine mit endlosem Schrecken. Die 439 Tage, die ich im Amt bin, waren geprägt von Ereignissen und Widerfahrnissen ausstoßender Art. Ausgestoßen aus der Sicherheit des Friedens, ausgestoßen aus der vertrauten Heimat, ausgestoßen aus der Normalität. Das Leben hat sich an viel zu vielen Stellen von seiner abweisenden Seite gezeigt, hat uns nicht zur Ruhe kommen lassen.

Auch in unserem kirchlichen Leben machen wir mehr und mehr die Erfahrung, dass Menschen sich nicht willkommen fühlen und uns aus ihrem Leben ausstoßen. Und angesichts knapper werdender Finanzen erlebe ich selten das Vertrauen, dass fünf Brote und zwei Fische reichen, um auch zukünftig Kirche zu sein. „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“, sagt Jesus Christus. Wie gelingt es uns, einladende Kirche zu sein mit hinreichend Vertrauen auf die Fülle und den Reichtum Gottes, ohne den gesunden Menschenverstand vor der Tür zu lassen? Nehmen wir ein paar Themen näher in den Blick.

Auch in unserem kirchlichen Leben machen wir mehr und mehr die Erfahrung, dass Menschen sich nicht willkommen fühlen und uns aus ihrem Leben ausstoßen. Und angesichts knapper werdender Finanzen erlebe ich selten das Vertrauen, dass fünf Brote und zwei Fische reichen, um auch zukünftig Kirche zu sein. „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“, sagt Jesus Christus. Wie gelingt es uns, einladende Kirche zu sein mit hinreichend Vertrauen auf die Fülle und den Reichtum Gottes, ohne den gesunden Menschenverstand vor der Tür zu lassen? Nehmen wir ein paar Themen näher in den Blick.

1. Corona und Kirche

Im März 2020 hat uns als Kirche die Corona-Pandemie genauso kalt erwischt wie den Rest der Welt. Von einem Tag auf den anderen waren wir vor eine Situation gestellt, die wir so nicht kannten. Die Angst vor Krankheit und Tod ging um, machte unserer Normalität ein vorläufiges Ende und zwang uns hinter Masken, in Kacheln und in unsere vier Wände. Wenn wir im Frühjahr 2020 noch glaubten, dass der Spuk bald ein Ende haben würde, sind wir im Frühjahr 2022 eines Besseren belehrt. Seit zwei Jahren steht unser Alltagsleben unter dem Vorzeichen Corona. Auch wenn sich derzeit alles lockert, haben wir harte Monate hinter uns. Mit reichlich Herausforderungen, Durststrecken und Zerreißproben. Beginnen wir mit den Zerreißproben.

Wörter wie „querdenken“ und „spazieren gehen“ haben eine neue Bedeutung bekommen, seit an Montagen Menschen auf die Straße gingen, um gegen die Corona-Maßnahmen zu protestieren. Definitiv eine Minderheit, aber eine laute Minderheit. Die durch die staatlichen Verordnungen ihre persönlichen Freiheitsrechte eingeschränkt sahen. Und das waren sie ja auch. Aber aus gutem Grund. Was uns in normalen Zeiten rechtlich verbrieft ist, galt in Zeiten von Corona unter Vorbehalt. Angesichts der weltweiten Inzidenzzahlen und der Todesfälle, die wir mitten unter uns zu beklagen hatten, erlebten wir zu Beginn der Pandemie eine beachtenswerte gesellschaftliche Solidarität. Menschen sangen von Balkonen, malten Regenbögen auf ihre Fenster, machten einander Mut zum Durchhalten. Kassiererinnen wurden Blumen geschenkt, dem Pflegepersonal wurde applaudiert. Nachbarschaftshilfen für einsame Senior*innen wurde organisiert, „Alles wird gut“ riefen wir einander zu.

Nichts wurde gut. Jedenfalls nicht so schnell, wie wir das gehofft hatten. Eine lange Durststrecke beginnt. Homeschooling und Homeoffice zerran an den Nerven, Zutrittsbeschränkungen führen zu harschen Diskussionen, Masken mutieren zum Symbol für staatliche Gängelung und der Impfstatus wird für manche zum Bekenntnisstatus. Zusehends löst sich Solidarität auf in ein bedenkliches Verständnis von Freiheit, in mehr als schräge Geschichtsklitterungen und ein Klima der Empörung. Natürlich haben die Corona-Maßnahmen unsere persönlichen Freiheiten eingeschränkt. Aus Verantwortung wurden Prioritäten gesetzt. Gesundheit und Schutz des Lebens standen an erster Stelle. Und alles andere war nachrangig. Gesamtgesellschaftlich. Aber auch kirchlich.

Im Frühjahr 2020 waren wir vor die Situation gestellt, keine Gottesdienste halten zu dürfen. Für uns ein Unding. Weil doch hier unsere Stärke liegt. Immer wenn diese Welt Not litt, wenn Menschen Angst hatten, wenn Gefahr in Verzug war, haben wir unsere Türen geöffnet. Für das gemeinsame Gebet, für Gemeinschaft, in der man einander tragen und halten kann. „Not lehrt beten“, lautet ein Sprichwort. Und Corona war und ist eine große Not. In dieser Not schließen wir die Türen, schließen uns den staatlichen Vorgaben an. Als Kirche. Der qua Gesetz Sonderrechte garantiert sind. Genau für diese Situationen. Und das hätten wir ausreizen können.

Haben wir aber nicht. Wir haben die Entscheidung getroffen, Gesundheit und Schutz des Lebens an erste Stelle zu setzen. Nicht weil der Staat das will, sondern weil wir das wollen. Weil das unserem Glauben entspricht. Das Leben ist von Gott geschenkt und damit ein hohes Gut und grundsätzlich schützenswert. Und damit haben wir die Entscheidung getroffen, auf ein Recht zu verzichten, um einen Wert zu erhalten. Auf eine Freiheit zu verzichten, weil in dieser Freiheit Gefahr liegt. Für Leib und Leben.

Wir haben auf persönliche Nähe verzichtet, aber gleichzeitig haben wir auch begonnen, über Nähe neu nachzudenken, haben nach anderen Wegen der Nähe gesucht. Haben entdeckt, wie wichtig persönliche Begegnung ist, dass aber gerade der digitale Raum uns Nähe über Distanz eröffnet, die wir so noch nicht im Blick hatten. Regelmäßige Zoom-Gottesdienste mit unserer URC-Partnerkirche in England sind ein gutes Beispiel. Und wir haben gemerkt, dass

wir auf anderen Wegen und Kanälen Kontakt zu ganz anderen Menschen finden, die eben nicht ihren persönlichen Fuß in eine Kirche setzen wollen. Noch immer ziehe ich meinen Hut vor all der Phantasie und Kreativität, mit der Haupt- und Ehrenamtliche Möglichkeiten gefunden haben, um Menschen nah zu kommen. All das, was an digitalem Aufbruch passiert ist, wo Gottesdienste digital in Wohnzimmern ankamen, wo Telefonandachten produziert wurden oder Kolleg*innen mit dem Fahrrad von Haus zu Haus gefahren sind, um die gute Nachricht an Mann und Frau und Kind zu bringen, verdient jeden Respekt.

Trotzdem müssen wir uns den Vorwurf gefallen lassen, Menschen ausgestoßen zu haben. Gerade dort, wo Menschen in höchster Not sind, in Altenheimen und Krankenhäusern, hätten wir zu Beginn der Pandemie nachhaltiger insistieren müssen, dass Gesundheit nicht nur etwas mit dem Körper, sondern auch mit der Seele zu tun hat. Menschen sind einsam gestorben. Angehörige müssen ohne Abschied trauern. Leben ist ein Wert. Aber wenn Leben an sein Ende kommt, zählen auch noch andere Werte. Und ich denke, dass wir gelernt haben. Weil wir auch als Kirche lernen. Lernen müssen. Am Leben und seinen Gefährdungen und seinen immer neuen Herausforderungen. Wir haben nie die Weisheit mit Löffeln gefressen oder die Wahrheit für alle Zeit gepachtet. Wie alle anderen auch haben wir zwei Jahre lang um die richtigen Entscheidungen gerungen und oft begreifen müssen, dass es keine Königswege gibt.

Den hätten viele gerne von uns gehabt. Haben uns Willfährigkeit gegenüber dem Staat vorgeworfen, als sei der das Übel, das es zu bekämpfen gilt. Dabei waren und sind wir doch alle auf derselben Seite im Kampf gegen eine Krankheit, die wie alle Krankheiten zu allen Zeiten die Menschheit auf Bewährungsproben stellt. Und wenn das so ist, müssen alle gesellschaftlichen Kräfte zusammenstehen. Natürlich sind die Virologen gefragt, wo es um die wissenschaftliche Seite der Pandemie geht. Natürlich ist die Politik gefragt, wo es um angemessene Schutzmaßnahmen geht. Und natürlich sind wir gefragt, wo es um Hoffnung und Trost, Solidarität und Empathie geht. Und Freiheit, die immer etwas mit Verantwortung zu tun hat.

Wir haben Gottesdienste anders gefeiert als gewohnt, wir haben Hausbesuche am Telefon gemacht und mit den Angehörigen darunter gelitten, dass der Friedhof fast leer bleiben

musste. Wir haben in unseren Predigten Corona in den Horizont des guten Hirten gestellt, der seine Schafe nicht verlässt, sondern die Herde beieinander hält und mit ihr durch das dunkle Tal geht. Und weil wir Menschen sind, haben wir auch die Impf-Dilemmata, die Ratlosigkeit, die Angst, die zunehmende Gereiztheit geteilt und doch versucht, das Licht am Ende des Tals hochzuhalten und stark zu machen. Und diese Aufgabe ist ja noch lange nicht vorbei.

Noch ist nicht wirklich absehbar, welche Folgen Corona haben wird. Für unsere Kinder, die monatelang kaum ein soziales Leben hatten. Für Menschen in der Pflege, die viel zu viel leisten mussten und ihr Heil nur noch im Berufswechsel sehen. Für alle, die noch immer trauern oder wirtschaftlich den Boden unter den Füßen verloren haben. Für alle, die in diesen Monaten in der Vereinsamung verschwunden sind und sich von der Gemeinschaft ausgestoßen fühlen. Für alle, die laut oder leise abgedriftet sind in Enttäuschung, Frustration, Zorn und in ihrer Haltung Gemeinschaft aufkündigen. Auch wenn ich wieder ohne Maske einkaufen und im Gottesdienst singen darf, wenn wieder so etwas wie Normalität einkehrt, ist es eine andere als vor Corona und trägt noch an der Last von Corona. Und die verdient unsere Aufmerksamkeit. Als Kirche, die sich eben nicht wegduckt, sondern ihre Rolle einnimmt in dieser Gesellschaft. Als Ort, wo die Schwachen und Verlorenen und Ausgestoßenen im Blick sind. Auch wenn sie aus den Schlagzeilen verschwunden sind.

2. Krieg und Kirche

Derzeit beherrscht ein Thema die Schlagzeilen und wird in dieser Woche auch uns als Synode ausdrücklich beschäftigen, das vor Monaten noch kein Mensch für möglich gehalten hätte. Putins brutaler Überfall Ende Februar auf die Ukraine hat ein Krisenszenario aufgemacht, das wir eigentlich für Geschichte hielten. Jedenfalls in Europa. 77 Jahre nach der Kapitulation Hitler-Deutschlands hatten wir uns daran gewöhnt, dass Krieg woanders ist. Aber das ist er nicht. Weltweit nicht, und auch in Europa nicht. Ich zumindest kann mich noch an den blutigen Brudermord im ehemaligen Jugoslawien erinnern. Und weltweit gab es in all diesen Jahren keinen Tag ohne Krieg. Ob in Syrien und Afghanistan oder in den Warlord-Regionen Afrikas, die bei uns selten eine Schlagzeile wert sind. Frieden war und ist ein zerbrechliches Gut.

Dennoch ist jetzt von „Zeitenwende“ die Rede und davon, dass eine neue Weltordnung entsteht. Weil es in der Ukraine nicht „nur“ um das brutale Machtstreben eines einzelnen Despoten geht, sondern letztlich um die ganz große Gemengelage. Werden die Demokratien die Belastungsprobe aushalten oder zerfällt die Welt in eine hässliche Spielwiese von Autokraten und nationalen Interessen? Sind Völkerrecht und Menschenrechte mehr wert als das Papier, auf dem sie gedruckt sind, oder setzt sich das archaische Recht des Stärkeren durch? Steuern wir auf eine neue Phase militärischer Abschreckung zu oder gelingt die Kehrtwende zur Kultur einer Völkergemeinschaft? Welche Konsequenzen wird all das für Handel und Märkte haben?

Das sind die großen Fragen, vor die Putin uns alle stellt. Doch zunächst einmal muss uns die Ukraine am Herzen liegen. In der Menschen um das nackte Überleben ringen oder längst auf der Flucht sind. Wenn Männer auf offener Straße erschossen und Kinder zu Kriegswaisen werden, zeigt sich der Krieg von seiner hässlichsten Seite, bei der keinerlei Regeln und Werte mehr etwas zählen. Krieg ist nie anständig, aber in der Vergewaltigung von Frauen und Mädchen zum Zweck der Demoralisierung zeigt das Böse ungeschminkt sein Gesicht. Wo solches passiert, bleibt nur schärfste Verurteilung, wird Zurückhaltung zu unterlassener Hilfeleistung. Umgekehrt wissen wir um das Risiko von Einmischung und der Eigendynamik einer Eskalationsspirale. Und das beschreibt die Gratwanderung, auf der wir uns seit Wochen befinden, in der Entscheidungen schwerfallen und in der keine Entscheidung ohne Schuld zu haben ist.

Im vorigen Jahr war ich mit dem Mainzer Bischof Dr. Kohlgraf in Büchel, wo die letzten Atomwaffen auf deutschem Boden lagern. Im Zuge nuklearer Teilhabe als NATO-Partner sind wir verpflichtet, sie dort vorzuhalten, damit sie im äußersten Fall von dort auf ihre zerstörende und menschenvernichtende Reise gehen können. Im vorigen Jahr haben wir unter blauem und wolkenlosem Himmel uns beide klar für ein atomwaffenfreies Deutschland eingesetzt. Weil selbst die letzte Möglichkeit doch eine Möglichkeit ist. Und weil der Einsatz dieser Waffen so unvorstellbares Leid über die Welt bringen würde, dass das niemand in Kauf nehmen will und soll. Natürlich frage ich mich, ob ich das noch immer so vollmundig wiederholen würde. Und das würde ich.

Weil uns das klar sein muss: Waffen haben immer Vernichtung im Blick und können niemals Grundlage für echten Frieden sein. Sie können bestenfalls das kleinere Übel sein, wenn es um den Schutz von Menschen geht. Und eine Welt, die schon einmal das Hochrüsten der Nationen durchlitten hat und mehr als einmal in den Abgrund geblickt hat, muss als erstes Ziel Deeskalation im Blick haben. Derzeit macht ein russischer Despot die Spielregeln und zwingt uns allen Überlegungen auf, die wir niemals mehr anstellen wollten. Im Blick auf das Unrecht und Leid in der Ukraine können wir die Menschen dort nicht im Stich lassen. Und die haben ein Recht darauf, sich und ihre Freiheit zu verteidigen. Gleichzeitig kann niemand einen Flächenbrand wollen. Deshalb zolle ich allen Respekt, die politisch ihr Möglichstes tun, in Solidarität mit der Ukraine doch noch immer das große Ziel des Friedens im Blick zu haben. Weil nicht Angst und Kurzsichtigkeit die Diplomatie regieren dürfen, sondern Weitsicht und Weisheit, Menschenliebe und Friedenssehnsucht.

Den Menschen in der Ukraine gehört meine ganze Achtung für ihren Mut, mein ganzes Mitgefühl für ihr Leiden und mein tägliches Gebet. Sie verdienen unsere Solidarität und Unterstützung. Indirekt dadurch, dass wir die wirtschaftlichen Folgen auch für uns in Kauf nehmen und in innergesellschaftlicher Solidarität abfedern, weil Frieden im wahrsten Sinne des Wortes seinen Preis hat und unser Preis verhältnismäßig niedrig ist im Vergleich zum Preis des Lebens, den die Menschen in Luhansk, Kiew und Mariupol zahlen. Direkt unterstützen wir durch die Kraft guter Gedanken, durch unser Gebet und ganz praktisch durch Hilfstransporte und Wohnraum für Geflüchtete, durch Seelsorge an Traumatisierten und Fürsorge für besonders verletzte Menschen. Mit kluger Besonnenheit hat unsere Diakonie unverzüglich ihre Kräfte gebündelt, um die verschiedenen Nöte und Bedürfnisse der Menschen, die zu uns kommen, im Blick zu haben und gut koordiniert angemessene Maßnahmen auf den Weg zu bringen.

Mit viel Menschenliebe und Solidarität engagieren sich in in unserer Kirche vor Ort Haupt- und Ehrenamtliche, um Spenden zu sammeln, Hilfstransporte zu organisieren oder das Ankommen und Einleben leichter zu machen. „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“, sagt Jesus Christus. Wenn mir Maria aus Breunigweiler von einem Willkommensfest für Geflüchtete erzählt oder unsere Evangelische Jugend einen

Hilfstransport organisiert oder in unseren Kirchen in drei Sprachen Fürbitte gehalten wird oder Woche für Woche an so vielen Orten Menschen sich zu Friedensgebeten zusammenfinden, dann sind das Hoffnungsgeschichten, die jede auf ihre Weise ein Zeichen für Frieden und Mitmenschlichkeit setzt. Hoffnungsgeschichten, in denen Menschen für Menschen da sind. Ob aus der Ukraine oder jedem anderen Kriegs- und Krisengebiet dieser Erde. Das, was wir tun können, tun wir. Und allen, die sich engagieren und zu Hoffnungsmenschen werden, danke ich an dieser Stelle aus tiefstem Herzen.

Meine Achtung und Verbundenheit gehören auch all denen, die als Christen und Christinnen in Russland und der Ukraine das Fähnchen des Friedens unter oft widrigsten Umständen hochhalten. Freilich ist es irritierend, wenn der Moskauer Patriarch Kyrill Töne anschlägt, die wie ein Echo aus dem Kreml klingen und wenig mit christlicher Friedensbotschaft zu tun haben. Aber gerade deshalb ist es auch an uns, die Netzwerke zu stärken, die uns mit so vielen anderen innerhalb der russischen und ukrainischen Orthodoxie verbinden, und mit ihnen die Stimme gegen Krieg und für Frieden zu erheben. Mit großem Mut setzen sich unsere Brüder und Schwestern ein, riskieren viel und sind darauf angewiesen, nicht allein gelassen zu werden. Schon um ihretwillen verbieten sich pauschale Feindbilder, um unser aller willen geht es jetzt um den geschwisterlichen Zusammenhalt all derer, die um Gottes willen den Glauben nicht verlieren wollen, dass Friede möglich ist.

3. Missbrauch und Kirche

Zum Glauben gehört Glaubwürdigkeit. Menschen erwarten, dass wir das, was wir predigen, auch leben. Dass wir als Kirche ein verlässlicher Vertrauensraum sind, in dem die psychische und körperliche Unverletzlichkeit hohes Gut ist. Menschen erwarten das zu Recht und sind auch zu Recht erschüttert über jede einzelne Geschichte von Missbrauch ausgerechnet im Raum der Kirche, die nach und nach ans Tageslicht kommt. Mein erster Gedanke gilt dabei den Betroffenen, von denen viele Schaden fürs Leben genommen haben. An ihrem Körper, an ihrer Seele. Angesichts dieser Leiderfahrungen verbietet sich zunächst alles Kategorisieren und Relativieren. Mag sein, dass die systemischen Bedingungen in den christlichen Kirchen unterschiedlich sind. Mag sein, dass auch die Betroffenenzahlen unterschiedlich sind. Mag sein, dass in anderen gesellschaftlichen Bereichen wie Schulen,

Heimen und Vereinen sexualisierte Gewalt auch mehr zum Thema werden muss. All das ist vollkommen zweitrangig angesichts jeder einzelnen Geschichte von Leid und psychischer Not, die in unserem Bereich geschehen ist.

Menschen wurde im Raum der Kirche Schlimmes angetan. Und das muss ans Tageslicht, sofern Menschen das wollen. Wir haben Schuld auf uns geladen und müssen zu dieser Schuld stehen. Was geschehen ist, können wir nicht rückgängig machen. Aber wir können in unserer Haltung jetzt zeigen, dass wir nichts verschweigen, nichts vertuschen, nichts verdrängen und schon gar nichts entschuldigen wollen. Wer seine Geschichte erzählen will, findet intern und extern Ansprechpersonen, die sich dieser Geschichte annehmen und mit Menschen den Weg gehen, der für sie gut ist. Sobald uns etwas zu Ohren kommt, das strafrechtlich relevant ist, schalten wir unverzüglich die entsprechenden Behörden ein. Und mit unserem kirchlichen Recht können wir dafür sorgen, dass Betroffene Schutz genießen und nicht die Täter.

Vielen ist das noch immer nicht genug. Und angesichts der berechtigten Emotionalität, die mit diesem Thema einhergeht, ist das auch nur nachvollziehbar. Aber gerade dieser so überaus wichtige Bereich verdient Sorgfalt. Und die braucht Zeit. Gemeinsam mit Baden, Württemberg und Bayern werden wir neben unseren landeskirchlichen Ansprechpersonen eine Unabhängige Aufarbeitungskommission gründen, derzeit sitzen wir an der Ausarbeitung der Rahmenbedingungen. Auf EKD-Ebene ist eine Studie in Auftrag gegeben, die herausfinden soll, welche systemischen Bedingungen Übergriffe im kirchlichen Raum begünstigen. Die Ergebnisse werden auch uns helfen, noch besser dafür sorgen zu können, dass nie wieder passiert, was um Gottes willen nie hätte passieren dürfen.

Nach heutigem Stand wissen wir von 36 Fällen bzw. Verdachtsfällen von sexualisierter Gewalt seit 1947. Darin abgebildet ist die ganze Bandbreite von übergriffigem Verhalten bis zur Straftat. In neun Fällen lag eine Straftat vor. Die Täter kommen aus dem Pfarrdienst, dem pädagogischen Bereich, aus der Kirchenmusik und aus dem Ehrenamt. Bei sieben Pfarrern wurden drei sowohl strafrechtlich wie auch disziplinarrechtlich belangt, bei zweien lag juristisch keine Straftat vor, dennoch wurden dienstrechtliche Maßnahmen ergriffen, bei zwei Pfarrern bestätigte sich der Verdacht nicht, die Verfahren wurden eingestellt.

Die Ende März 2019 eingesetzte Unabhängige Kommission hat sich aufgrund von Betroffenenmeldungen bisher mit neun Fällen beschäftigt, in denen auch Leistungen in Anerkennung von Unrecht und Leid bewilligt wurden. Die Summe richtet sich individuell nach den Kriterien Schwere der Tat, Höhe des Organisationsverschuldens und Schwere der Folgen der Tat.

Seit 2010 wurden von landeskirchlicher Seite in zehn Fällen in Kitas die jeweiligen Träger beraten und unterstützt, wobei zwei Fälle noch in der Klärungsphase sind. In neun Fällen ermittelte die Staatsanwaltschaft, bei den acht abgeschlossenen wurden die Verfahren eingestellt, in zwei Fällen dennoch das Arbeitsverhältnis aufgelöst. In elf Fällen aus anderen Bereichen wurden dienst- oder arbeitsrechtliche Konsequenzen gezogen, soweit sich der Verdacht bestätigte, bzw. wurde das Ehrenamtsverhältnis beendet. Drei Meldungen konnten nicht weiterverfolgt werden, da die Betroffenen anonym bleiben wollen, bei drei weiteren Meldungen laufen noch die Verfahren.

Im November 2018 hat sich unsere Landessynode zu einer Null-Toleranz-Haltung verpflichtet, daran machen wir keine Abstriche und sind dankbar, wenn Menschen diese Haltung mittragen – und sei es durch das Vorlegen eines erweiterten polizeilichen Führungszeugnisses im Ehrenamtsbereich. Weil all das nicht nur dazu dient, Schlimmes zu verhüten, sondern auch dazu, Sensibilität zu schaffen und zu kultivieren. Auf allen Ebenen.

Sexuelle Selbstbestimmung beginnt bereits bei dem Recht, eine Umarmung nicht zu wollen, oder dem Unbehagen bei anzüglichen Bemerkungen. Sexuelle Übergriffigkeit liegt nicht erst dann vor, wenn eine Handlung unter Strafe steht, sondern schon dort, wo die Grenze des Gegenübers nicht gewahrt bleibt. Sexueller Missbrauch liegt dann vor, wenn jemand ein Macht- oder Autoritätsgefälle ausnutzt, um Nähe zu erzeugen, die nicht gewollt ist. Die Bewertung hängt nicht an der Perspektive dessen, der übergriffig ist, sondern an der Person, die ein Verhalten als übergriffig erlebt. Und besonders schutzbedürftig sind Kinder und Jugendliche, die noch nicht die Fähigkeit besitzen, ihre Grenzen klar zu artikulieren.

In diesem Sinne haben wir jenseits strafrechtlicher Relevanz eine ethisch-moralische Verpflichtung zu Aufklärung und Aufarbeitung, aber auch zu Intervention und Prävention

durch Schutzkonzepte. In Kindertagesstätten und Kirchengemeinden sensibilisieren wir Menschen für Grundregeln des respektvollen Umgangs im Vertrauensraum Kirche, schulen in Sachen Prävention, setzen Standards für ein angemessenes Verhalten und die notwendigen Schritte, wenn Verhalten unangemessen ist. Wir haben viel Vertrauen verloren und müssen unser Möglichstes tun, es Schritt für Schritt wieder aufzubauen. Für all die Menschen, die uns anvertraut sind und denen wir Vertrauenswürdigkeit schulden.

4. Kommunikation und Kirche

Seit meinem Amtsantritt im März 2021 habe ich mich an Mikrophone gewöhnen müssen. Weil das zu meiner Rolle als leitende Geistliche gehört. Von mir erwartet man schnelle Reaktion, klare Position in aktuellen Entwicklungen. Zu Recht. Der christliche Glaube ist eine Haltung. Und aus dieser Haltung heraus ergeben sich Positionen. Eine Position ist mehr als eine Meinung. Sie ist in aller Regel erarbeitet, durch Pros und Contras gegangen, hat den Weg des inneren oder äußeren Diskurses genommen. Und das zeichnet uns als Kirche aus. Wir sind Raum für Diskurs. Wo Dinge auf den Tisch kommen, wo es keine Denkverbote gibt, wo man Meinungsverschiedenheiten aushält, wo man auf dem Boden gemeinsamer christlicher Überzeugung um gemeinsame Positionen ringt – und doch immer weiß, dass es andere Positionen, andere Haltungen gibt und dass veränderte Situationen auch Positionen verändern können.

In diesen Tagen ist oft vom Bedeutungsverlust der Kirchen die Rede, weil wir zahlenmäßig nicht mehr mehrheitsfähig sind. Richtig ist, dass unsere Mitgliederzahlen rückläufig sind und wir quantitativ nicht mehr den Stellenwert haben, der uns selbstverständlich Gehör verschafft. Aber wenn es danach geht, hätte die Botschaft Jesu Christi nie eine Chance in dieser Welt gehabt. Sie nimmt ihren Ausgangspunkt in einer eindeutigen Minderheitensituation, lebt nicht von Quantitäten, sondern von Qualität. Und an dieser Qualität hat sich bei Gott nichts geändert. Noch immer bietet der Glaube an den in Jesus Christus Mensch gewordenen Gott Orientierung im Leben und im Sterben. Für jeden einzelnen und auch für eine Gesellschaft in dem, was sie umtreibt. Diese Orientierung in den Raum der Öffentlichkeit einzutragen, ist und bleibt Aufgabe. In der Weise, wie es zu uns passt.

Zu uns passt nicht, auf eine möglichst kontroverse Schlagzeile reduziert zu werden. Gerade dann, wenn es um ethisch heikle Fragen geht, verbietet sich meist ein einfaches „Ich bin dafür“ oder „Ich bin dagegen“. Mag sein, dass gerade die sozialen Medien ein guter Nährboden für simple Schlagabtausche ist, in denen die Sprache schnell verroht und sich der Respekt vor dem Gegenüber in Luft auflöst. Mag sein, dass die Informationsdichte, in der wir Tag für Tag leben, es mühsam macht, sich differenziert mit einer Frage auseinanderzusetzen. Mag sein, dass in vielen Diskussionen die Sachlichkeit auf dem Rückzug ist und der Empörung Platz macht. Mag alles sein. Aber es kann nicht Richtschnur unseres Redens, unserer Haltung, unserer Kommunikation sein. Und die Tatsache, dass ich neben einer Schlagzeile auch auf den zweiten und dritten Satz Wert lege, ist nicht Ausdruck von Geschwätzigkeit oder Unsicherheit, sondern hat etwas mit Verantwortung einem Thema gegenüber zu tun.

Wenn ich zur Diskussion um den § 219a Stellung beziehen soll, mag ich nicht darauf reduziert werden, dass ich für oder gegen Abtreibung bin. Wenn ich mich zu Waffenlieferungen in die Ukraine äußere, mag ich weder naive Pazifistin sein noch Verräterin an der christlichen Friedensethik. Es gibt Fragen ohne Wenn und Aber. Bei sexualisierter Gewalt diskutiere ich kein Pro und Contra, und wenn Menschen auf der Flucht im Meer ertrinken, muss ich um eine klare Position nicht ringen. Aber bei vielen Themen ist es mit einer schnellen Antwort nicht getan, sie brauchen eine differenzierte Betrachtung, wenn es wirklich um Orientierung gehen soll und nicht um billigen Applaus.

An vielen Stellen bin ich offen für die Zeichen unserer Zeit und erwarte von uns als Kirche, dass wir uns mit ihnen beschäftigen. Um entscheiden zu können, wo unsere Zeit uns in Frage stellt und wo wir ihre Phänomene in Frage stellen müssen. Gerade in Sachen Kommunikation gilt beides. Natürlich müssen wir lernen, mit den Medien umzugehen, die für Menschen ihr täglich Brot sind, und so zu kommunizieren, dass wir auch wahrgenommen werden. Ich kann nicht auf Rauchzeichen setzen, wenn digital kommuniziert wird. Und da haben wir noch einen weiten Weg vor uns. Aber die Schlagdichte an Information, die uns minütlich erreicht, darf uns nicht dazu verleiten, mitreden zu wollen, bevor wir nachgedacht haben. So viel Zeit muss sein.

Und ich gehe noch einen Schritt weiter. So viel Zeit muss nicht nur für unsere kirchlichen Positionen und Stellungnahmen sein, die Zeit zum Nachdenken, Erwägen, Diskutieren braucht auch unsere Gesellschaft. Jedenfalls dann, wenn es um das wirklich Eingemachte geht. Wir haben in Corona erlebt, wie schnell Positionen auseinanderdriften und unversöhnlich einander gegenüberstehen können. Wie Kompromiss zum Fremdwort wird und Meinungsänderung mit Gesichtsverlust einhergeht. Wie wir uns gegenseitig ausstoßen aus der Achtung, der Augenhöhe und der Sachlichkeit. Hier haben wir etwas einzutragen, können und sollen für echte Diskurskultur stehen. In die Gesellschaft hinein und natürlich auch in unseren eigenen Reihen.

Wer den Diskurs ernst nimmt, kommt nicht auf die Idee, seine Meinung als absolute Wahrheit zu setzen, gibt etwas auf Argumente und ist grundsätzlich offen dafür, dass Meinung sich auch ändern kann. Gottes Wort gilt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Mit unseren Worten ist das anders. Sie treffen manchmal ins Schwarze und wissen sich manchmal nicht anders zu helfen, als Ratlosigkeit zu formulieren. Unsere Worte wirken nicht dadurch, dass sie in Stein gemeißelt sind. Sie wirken, wenn sie empathisch, achtungsvoll und sachkundig sind, nicht abwertend und nicht ausstoßend. Und wenn sie sich immer dem einen Wort Gottes verpflichtet wissen. Das uns Orientierung gibt, aber kein Navigationssystem ist, das uns jeden Schritt ansagt. Für all das gibt es das schöne alte Wort „Demut“. Und die steht uns manchmal gut zu Gesicht. In der Kirche und auch im Rest der Welt.

5. Kirche und Kirche

So wie es war, wird es nicht mehr sein. Alle Zahlen, Daten und Fakten sprechen dafür, dass wir in der Zukunft anders Kirche sein werden als jetzt. Noch haben wir Zeit, unsere Zukunft zu gestalten, bevor die Zukunft uns gestaltet. Noch haben wir Zeit für eine Transformation, für eine eigenbestimmte Umgestaltung unserer Kirche, bevor wir allein durch die Rahmenbedingungen transformiert werden. Mag sein, dass der Schuss noch nicht an allen Orten gehört worden ist, aber am Schuss ändert das nichts. Und das wissen wir.

Wir wissen auch, dass das eine Belastung ist. Für all die, die hauptamtlich und ehrenamtlich in unseren Gemeinden und Einrichtungen, in Schule, Krankenhäusern, Altenheimen und

Kindertagesstätten unterwegs sind und sich nach Sicherheit und Verlässlichkeit sehnen.

Gerade unsere Ehrenamtlichen, die sich mit so viel Engagement in Gruppen, Kreisen und Gremien einbringen und die Erfahrung fruchtbarer Arbeit machen wollen, ist es frustrierend, wenn das, was so lange gut war, anders werden soll. Aber es muss anders werden. Und das, was wird, muss nicht notwendig schlechter sein. Aber dafür sind wir auf Ihre Unterstützung angewiesen.

Wir können noch so viele Ideen spinnen und Pläne aushecken und Projekte entwerfen. Ohne Menschen, die sich darauf einlassen und mutig Veränderung angehen, ist das alles zum Scheitern verurteilt. Wir werden uns nicht mehr alles leisten können, was wir derzeit tun, wir müssen Prioritäten setzen und uns im Klaren sein, dass wir Dinge lassen müssen. Welche Prioritäten setzen wir? Wir denken immer noch viel zu sehr in unseren eigenen Suppenschlüsseln und sind auf Abgrenzung bedacht. Vom Landeskirchenrat bis in die kleinste Dorfgemeinde ist das eine Haltung, die nicht zukunftsfähig ist. Gelingt uns ein Verständnis von Gemeinschaft, die nicht an Ortsgrenzen endet? Wir haben zu viele Gebäude, deren Finanzierung uns die Luft zum Atmen nimmt. Wir können jede Kirchengemeinde ihrem Schicksal überlassen und zusehen, wie die wirtschaftlich Starken überleben und die finanziell Schwachen untergehen. Oder wir können gemeinsam überlegen, wo und welche kirchlichen Orte es wirklich braucht, um nah bei den Menschen zu sein. Was wollen wir?

Wir wissen, dass es in Zukunft weniger Pfarrerrinnen und Pfarrer geben wird. Und dennoch wollen wir unsere Ansprechbarkeit vor Ort nicht preisgeben. Für einen begrenzten Zeitraum ließe sich das lösen, indem wir alle, die ein Zweites theologisches Examen haben, auf vakante Pfarrstellen setzen. Damit würden wir unsere Präsenz in Schule und Krankenhaus und Altenheim und Arbeitswelt preisgeben, eine wesentliche Qualität im gesellschaftlichen Miteinander aufs Spiel setzen. Wir würden Kontaktflächen aufgeben, die im kirchengemeindlichen Leben nicht selbstverständlich sind, und Menschen verlieren, die wir nur auf diesem Weg nie erreichen. Kann man machen. Aber wollen wir das?

Längst ist klar, dass zukünftig weniger Menschen zu uns gehören wollen, dass uns viele die Beziehung aufgekündigt haben und nur noch der letzte Schritt beim Einwohnermeldeamt

fehlt. Können wir daran etwas ändern, wenn wir die Beziehung definieren, wenn wir die Bedingungen diktieren, wenn wir die Schubladen beschriften, in die Menschen zu passen haben? Oder wäre es nicht längst Zeit, die Fünf-Prozent-Hürde zu nehmen und nach denen Ausschau zu halten, die sich nicht hochverbunden fühlen, sondern Kirche bei Gelegenheit zu schätzen wissen und besonders zu schätzen wissen, wenn sie dabei auch gefragt und ernst genommen werden?

Die Sehnsucht nach etwas, woran man glauben kann, nach etwas, das trägt und hält und meinem Leben Halt gibt, ist stark wie selten zuvor. In dieser Sehnsucht ist unser Glaube ein starkes Angebot. Das nicht wahrgenommen wird, wenn wir ohne Ende um uns selbst kreisen, unseren eigenen Niedergang beklagen und so wenig die Hoffnung ausstrahlen, für die wir doch eigentlich stehen. Dabei geht es doch auch anders. Und auch das erlebe ich an vielen Orten. Fröhliche, glaubensmutige und engagierte Menschen, die sich nicht aus Langeweile engagieren, sondern weil sie einen Sinn darin sehen, die frohe Botschaft zu den Menschen zu bringen. Wie Gott es will. Wäre es nicht ermutigend, viel mehr solcher Erfahrungen zu machen?

„Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ Am Ende dieses Berichtes ist das für mich ein Wort für all unsere Transformationsprozesse. Und ich hoffe so sehr, dass wir in all unseren Diskussionen und Überlegungen offen sind und bleiben für die, die zu Gott kommen wollen und sein Wort bei uns suchen. Wo auch immer wir ihnen begegnen. In Kirchengemeinden, aber auch in Schulen, am Arbeitsplatz, auf der Straße. Und wo und wenn uns das gelingt, dann ziehen wir wie der Kämmerer in der Apostelgeschichte fröhlich unseres Wegs, weil wir zwar das Ziel nicht kennen, aber unseren Weg mit Gott gehen und noch immer darauf vertrauen, dass mit fünf Broten und zwei Fischen bei Gott viel möglich ist.

Und so komme ich zum Schluss und hoffe auf Ihr Verständnis, dass viele Themen nicht zur Sprache gekommen sind, die es auch wert wären. Für heute habe ich das ausgewählt, was mir derzeit am meisten auf den Nägeln brennt, freue mich auf Ihre Gedanken und danke Ihnen für Ihre Geduld und Aufmerksamkeit!